

Didaktisierung „Ich und Kaminski“

Zielgruppe: StudentInnen im DaF-Kontext, Niveau B1+

Materialien

Buch: Taschenbuch-Exemplar Suhrkamp, 18. Auflage, 2015 (2004 erstmals erschienen)

Verfilmung: Wolfgang Becker, 2015 erschienen (124 Minuten)

Vorbereitung zur 1. Einheit Kaminski

Den StudentInnen die Aufgabe geben, das erste Kapitel des Romans „Ich und Kaminski“ von Daniel Kehlmann zu lesen. (12 kleine Seiten)

1. Einheit (45 - 60 Minuten)

- Fragen zum ersten Kapitel, das als Vorbereitung gelesen werden sollte:
 - Wer ist Sebastian Zöllner?
 - Wie würden Sie seine Persönlichkeit beschreiben?
 - Was ist sein Ziel
 - Wer könnte Manuel Kaminski sein?
- Arbeit mit dem Trailer:
 - Link Trailer: <https://www.youtube.com/watch?v=qcM8Hj0UAsc>
 - Der Trailer wird einmal angesehen. Danach wird ein Arbeitsblatt zum Trailer ausgeteilt, der Arbeitsauftrag lautet: „Ordnen Sie die Stichpunkte entsprechend der Bildfolge im Trailer.“
 - Die Studierenden können das AB alleine bearbeiten oder auch zusammenarbeiten.
 - Zum Überprüfen der Ergebnisse wird der Trailer nochmals abgespielt.
 - Anschließende Diskussionsfragen:
 - Sie haben nun den Trailer gesehen und einige Informationen durch das Arbeitsblatt bekommen. Was passiert in diesem Film Ihrer Meinung nach?
 - Würden Sie sich den Film im Kino anschauen? Spricht Sie der Trailer an?
- Nachdem mögliche Storylines und Handlungsstränge besprochen wurden, bekommen die Studierenden einen Text zur Handlung. Mit diesem können Sie ihre Erwartungen und Vermutungen abgleichen.

2. Einheit (1,5 Stunden)

- Die Studierenden wissen nach der ersten Einheit, dass der Journalist Sebastian Zöllner eine Biographie über den in die Jahre gekommenen Manuel Kaminski schreiben will. Sebastian ist ein Opportunist und möchte mit dieser Biographie groß herauskommen. Allerdings hat er noch so gut wie keine stichhaltigen Informationen über den Maler Kaminski sammeln können, weil die Interviews, die er bislang geführt hat, nicht besonders ergiebig waren.

- Kapitel 4 des Romans besteht aus verschiedenen Interviewepisoden. Zöllner traf sich mit alten FreundInnen, Bekannten und WeggefährtInnen Kaminskis. Diese widersprechen sich in ihren Aussagen über Kaminskis Leben und geben Sebastian, wie auch uns LeserInnen viele Fragen auf. Mit diesen Leerstellen soll in dieser Einheit gearbeitet werden.
- Ablauf:
 - Teilen Sie den Kurs in 5 Gruppen ein.
 - Jede Gruppe erhält einen Interviewauszug mit einer Person, die Kaminski einmal kannte.
 - Jede Gruppe hat die Aufgabe, alle Informationen, die Zöllner über Kaminski in ihrem Text bekommt, herauszuarbeiten und im Anschluss an die Gruppenarbeit vorzutragen.
 - Die jeweils anderen Gruppen ergänzen die bereits genannten Informationen und nennen Widersprüche, wenn sie sich ergeben.
 - Der Schlüsselbegriff in allen Episoden ist der Name ‚Therese‘, der von allen InterviewpartnerInnen genannt wird. Sie hat eine zentrale Rolle in Kaminskis Leben gespielt. Sie scheinen eine innige Liebesbeziehung geführt zu haben, die allerdings zerbrach. Die InterviewpartnerInnen widersprechen sich in ihren Informationen über Therese. Manche sagen, sie sei tot. Eine andere gibt Zöllner jedoch zu verstehen, dass sie lebt und Manuel Kaminski zu seinem eigenen besten Willen über ihren Tod belogen wurde.
 - Im Anschluss an das Zusammentragen der Informationen, können folgende Fragen gestellt werden:
 - Nach den Informationen, die Sie nun gehört haben, wie würden Sie Kaminski charakterisieren?
 - Was glauben Sie, in welcher Beziehung standen Therese und Kaminski zueinander. Warum haben sich ihre Wege getrennt?
- Arbeit mit einem Ausschnitt aus dem Film „Ich und Kaminski“ von Wolfgang Becker
 - **dem Film ist eine kurze Sequenz vorangestellt. (Anfang - 00:04:35) Hierbei bietet es sich an etwa die Hälfte der Sequenz zu zeigen.**
 - Die ZuseherInnen sehen zunächst einen Teil eines Nachrufs auf den fiktiven Maler Kaminski. Er startet mit den Worten „Last night Manuel Kaminski died...“ Es folgt ein Rückblick auf sein Leben.
 - Diese Sequenz stellt eine Interpretation der Leerstellen des Romans durch Becker dar. Er zeichnet die Figur des Kaminski unter anderem folgendermaßen nach:
 - ein bedeutender Vertreter der Moderne
 - gefördert von Matisse
 - eine Freundschaft mit Picasso
 - berühmt geworden durch eine Pop-Art-Ausstellung in New York
 - ein Maler, der den Prozess seines Erblindens malte. Eigenmarke: „painted by a blind man“
 - zog sich aber schnell zurück in die Schweizer Berge
 - ...
- Durch diese kurze Sequenz erhalten die Studierenden wiederum neue Informationen über Kaminski und sein Leben, die sie mit den Informationen aus dem Romanauszug (1. Kapitel) und der Gruppenarbeit ergänzen können.
 - Arbeitsauftrag:

- Verfassen Sie eine Kurzbiographie zum ‚blinden Maler‘ Kaminski und bauen Sie so viel wie möglich Informationen ein, die Sie durch den Romanauszug, den Trailer und den Filmausschnitt bekommen haben.
- Recherchieren Sie Informationen zu den realen Figuren im Roman (Picasso, Matisse, etc.) und arbeiten Sie diese in Ihren Text mit ein.

3. Einheit (45 - 60 Minuten)

- Der Vergleich zwischen der Romanvorlage und der filmischen Umsetzung kann für weitere Unterrichtseinheiten genutzt werden.
- Gut gearbeitet werden kann mit dem Kapitel, in dem Zöllner mit Kaminski zu Therese fährt. Die Tochter Kaminskis, Miriam, ist über diese Pläne nicht unterrichtet worden und schockiert, als sie von dieser - in ihren Augen - Entführung erfährt. Im Roman wird ein Telefongespräch zwischen ihr und Zöllner geschildert. Als LeserInnen erfahren wir, dass Miriam sehr sauer ist, erfahren aber nicht, welche Dinge sie Zöllner an den Kopf wirft. Nur die Reaktionen Zöllners werden dargestellt. Im Sinne eines handlungsorientierenden Unterrichts, können die Studierenden den Zorn Miriams in Worte fassen.
 - Arbeitsauftrag: „Fassen Sie Miriams Wutausbruch mit Hilfe des Arbeitsblattes in Worte.“
- Im Anschluss an die Schreibübung kann mit der filmischen Umsetzung gearbeitet werden. Dazu sehen sich die Studierenden die Umsetzung im Film an: **01:12:27**
 - Folgende Fragen können im Anschluss diskutiert werden:
 - Wie unterscheidet sich die filmische Umsetzung von der Romanvorlage?
 - Welche Stilmittel werden im Roman eingesetzt, welche im Film?
 - Welche Form des Stoffes finden Sie ansprechender? Film oder Roman?
 - Besteht ein Unterschied in der Präsentation der Charaktere?

Ich wachte auf, als der Schaffner an die Abteiltür klopfte. Es sei kurz nach sechs, in einer halben Stunde seien wir am Ziel. Ob ich gehört hätte? Ja, murmelte ich, ja. Mühsam richtete ich mich auf. Ich hatte quer über drei Sitzen gelegen, allein im Abteil, mein Rücken tat weh, mein Nacken fühlte sich steif an. In meine Träume hatten sich hartnäckig Fahrtgeräusche, Stimmen auf dem Gang und Ansagen auf irgendwelchen Bahnsteigen gemischt; immer wieder war ich aus unangenehmen Träumen aufgeschreckt; einmal hatte jemand hustend von draußen die Abteiltür aufgerissen, und ich hatte aufstehen müssen, um sie zu schließen. Ich rieb mir die Augen und sah aus dem Fenster: Es regnete. Ich zog meine Schuhe an, holte meinen alten Rasierapparat aus dem Koffer und ging gähmend hinaus.

Aus dem Spiegel der Zugroliette betrachtete mich ein blaßes Gesicht, die Haare unordentlich, auf der Wange die Abdrücke der Sitzpolsterung. Ich schloß den Rasierer an, er funktionierte nicht. Ich öffnete die Tür, sah noch den Schaffner am anderen Ende des Waggons und rief, daß ich Hilfe bräuhete.

Er kam und blickte mich mit einem dünnen Lächeln an. Der Rasierer, sagte ich, funktionierte nicht, offenbar gebe es hier keinen Strom. Natürlich gebe es Strom, antwortete er. Nein, sagte ich. Doch, sagte er. Nein! Er zuckte die Achseln, dann seien es vielleicht die Leitungen, er könne jedenfalls nichts machen. Aber das sei doch das mindeste, sagte ich, was man von einem

Schaffner erwarde! Nicht Schaffner, sagte er, Zugbegleiter. Ich sagte, das sei mir egal. Er fragte, wie ich das meine. Egal, sagte ich, wie man diesen überflüssigen Beruf nenne. Er würde sich, sagte er, von mir nicht beleidigen lassen, ich solle aufpassen, er könne mir auch in die Fresse hauen. Das möge er versuchen, sagte ich, ich würde mich ohnehin beschweren, er solle mir seinen Namen nennen. Er dachte nicht daran, sagte er, und ich stänke und bekäme eine Glatze. Dann wandte er sich ab und ging fluchend davon.

Ich schloß die Toilettentür und sah besorgt in den Spiegel. Natürlich war da keine Glatze; rätselhaft, wie der Affe darauf gekommen war. Ich wusch mir das Gesicht, ging ins Abteil zurück und zog mein Jackett an. Draußen reiheten sich immer mehr Gleisränge, Masten und elektrische Leitungen aneinander, der Zug wurde langsamer, schon war auch der Bahnsteig zu sehen: Wertafereln, Telefontzellen, Leute mit Gepäckwagen. Der Zug bremste und hielt.

Ich schob mich den Gang entlang in Richtung Tür. Ein Mann rempelte mich an, ich stieß ihn zur Seite. Der Schaffner stand auf dem Bahnsteig, ich reichte meinen Koffer hinunter. Er nahm ihn, sah mich an, lächelte und ließ ihn auf den Asphalt plumpsen. »Entschuldigung!« sagte er grinsend. Ich stieg aus, nahm den Koffer und ging davon.

Einen Mann in Uniform fragte ich nach meinem Verbindungszug. Er warf mir einen langen Blick zu, dann holte er ein zerknittertes Büchlein hervor, tippte bedächtig mit dem Zeigefinger an seine Zunge und begann zu blättern.

»Haben Sie keinen Computer?«

Er sah mich fragend an.

»Egal«, sagte ich, »machen Sie weiter.«

Er blätterte, seufzte, blätterte weiter. »ICE sechs Uhr fünfunddreißig Gleis acht. Dann umsteigen...«

Ich ging schnell weiter, ich hatte keine Zeit für sein Geschwätz. Das Gehen fiel mir schwer, ich war es nicht gewöhnt, um diese Zeit schon wach zu sein. Auf Gleis acht stand mein Zug, ich stieg ein, betrat den Waggon, drückte eine fette Dame zur Seite, arbeitete mich auf den letzten freien Fensterplatz zu und ließ mich in den Sitz fallen. Nach ein paar Minuten fuhren wir los.

Mir gegenüber saß ein knochiger Herr mit Kravatte. Ich nickte ihm zu, er grüßte zurück und blickte woanders hin. Ich öffnete den Koffer, holte meinen Notizblock hervor und legte ihn auf das schmale Tischchen zwischen uns. Fast hätte ich sein Buch hinuntergestoßen, aber er konnte es gerade noch festschalten. Ich mußte mich beeilen, der Artikel hätte schon seit drei Tagen fertig sein sollen.

*Hans Bahring, schrieb ich, hat also seinen vielen...
Nein!... zahlreichen Versuchen, uns durch Einblicke,
nein, schlecht recherchierte Einblicke ins Leben bedeu-
tender, nein, prominenter, schon gar nicht. Ich über-
lege. ... historischer Persönlichkeiten zu Tode zu lang-
weilen, jawohl, nun einen weiteren binzugefügt. Seine
eben erschienene Biographie des Künstlers, nein, Malers
Georges Braque als Mißraten zu bezeichnen wäre wahr-
scheinlich noch zu viel Ehre für ein Buch, das... Ich
schob den Bleistift zwischen meine Lippen. Jetzt mußte
etwas Treffendes kommen. Ich stellte mir Bahnings Ge-*

sicht beim Lesen des Artikels vor, trotzdem fiel mir nichts ein. Es machte weniger Spaß, als ich erwartet hatte.

Wahrscheinlich war ich einfach müde. Ich rieb mir das Kinn, die Stoppeln fühlten sich unangenehm an, ich mußte mich unbedingt rasieren. Ich legte den Bleistift weg und lehnte den Kopf an die Scheibe. Es begann zu regnen. Tropfen schlugen auf das Glas und zogen gegen die Fahrtrichtung davon. Ich blinzelte, der Regen wurde stärker, die Tropfen schienen im Zerplatzen Ge-sichter Augen, Münder zu bilden, ich schloß die Augen, und während ich auf das Prasseln horchte, nickte ich ein: Für einige Sekunden wußte ich nicht, wo ich mich befand; mir war, als schwebte ich durch einen weiten, leeren Raum. Ich schlug die Augen auf: Über die Scheibe zog sich ein Wasserfilm, die Bäume neigten sich unter der Wucht des Regens. Ich schloß den Block und steckte ihn ein. Mir fiel auf, in welchem Buch der Mann vor mir las: *Picassos letzte Jahre* von Hans Bahring. Das gefiel mir nicht. Es kam mir vor, als sollte ich irgendwie verspottet werden.

»Schlimmes Wetter!« sagte ich.

Er sah für einen Moment auf.

»Nicht sehr gut, oder?« Ich zeigte auf Bahrings Machwerk.

»Ich finde es interessant!« sagte er.

»Weil Sie kein Experte sind.«

»Daran wird es liegen«, sagte er und blätterte um.

Ich lehnte meinen Kopf an die Nackenstütze, von der Nacht im Zug tat immer noch mein Rücken weh. Ich holte meine Zigaretten hervor. Der Regen ließ allmäh-

lich nach, schon tauchten die ersten Zigarette aus dem Dunst. Mit den Lippen zog ich eine Zigarette aus der Schachtel. Als ich das Feuerzeug aufschnappen ließ, fiel mir Kaminskis *Stilleben von Feuer und Spiegel* ein: ein zuckendes Gemisch heller Farböne, aus dem, als wollte sie die Leinwand verlassen, eine spitze Flamme sprang. Aus welchem Jahr? Ich wußte es nicht. Ich mußte mich besser vorbereiten.

»Das ist ein Nichtraucherwaggon.«

»Was?«

Der Mann zeigte, ohne aufzusehen, auf das Zeichen an der Scheibe.

»Nur ein paar Zügel!«

»Das ist ein Nichtraucherwaggon«, wiederholte er.

Ich ließ die Zigarette fallen und trat sie aus, vor Wut biß ich die Zähne zusammen. Na schön, er wollte es so, ich würde nicht mehr mit ihm reden. Ich holte Kom-*news Anmerkungen zu Kaminski* hervor, ein schlecht gedrucktes Taschenbuch mit einem unangenehmen Gerüstüpp von Fußnoten. Es regnete nicht mehr, durch Risse in den Wolken zeigte sich blauer Himmel. Ich war immer noch sehr müde. Aber ich durfte nicht mehr schlafen, gleich mußte ich aussteigen.

Kurz darauf schlenderte ich frierend durch eine Bahnhofshalle, eine Zigarette zwischen den Lippen, in der Hand einen dampfenden Becher Kaffee. Auf der Toilette schloß ich meinen Rasierapparat an, er funktionierte nicht. Also auch hier kein Strom. Vor einer Buchhandlung war ein Drehständer mit Taschenbüchern: Bahrings *Rembrandt*, Bahrings *Picasso* und in der Auslage, natürlich, ein Hardcoverstapel von *Georges Braque*

oder Die Entdeckung des Kabus. In einer Drogerie kaufte ich zwei Wegwerfrasierer und eine Tube Schaum. Der Regionalzug war fast leer, ich drückte mich in die weiche Sitzpolsterung und schloß sofort die Augen.

Als ich aufwachte, saß mir eine junge Frau mit roten Haaren, vollen Lippen und langen, schmalen Händen gegenüber. Ich sah sie an, sie tat so, als bemerkte sie es nicht. Ich wartete. Als ihr Blick meinen streifte, lächelte ich. Sie sah aus dem Fenster. Aber dann strich sie hastig ihre Haare zurück, ganz konnte sie ihre Nervosität nicht verbergen. Ich sah sie an und lächelte. Nach ein paar Minuten stand sie auf, nahm ihre Tasche und verließ den Waggon.

Dumme Person, dachte ich. Womöglich wartete sie jetzt im Speisewagen, aber mir war es egal, ich hatte keine Lust aufzustehen. Es war schwül geworden: Der Dunsrschleier ließ die Berge abwechselnd nahe und fern erscheinen, an den Felswänden hingens zerfaserte Wolken, Dörfer flogen vorbei, Kirchen, Friedhöfe, Fabriken, ein Motorrad kroch einen Feldweg entlang. Dann wieder Wiesen, Wälder, Wiesen, Männer in Overall schmierten dampfenden Teer auf eine Straße. Der Zug hielt, ich stieg aus.

Ein einziger Bahnsteig, ein rundes Vordach, ein kleines Haus mit Fensterläden, ein schnurrbartiger Bahnwärter. Ich fragte nach meinem Zug, er sagte etwas, aber ich verstand seinen Dialekt nicht. Ich fragte noch einmal, er versuchte es wieder, wir sahen uns hilflos an. Dann führte er mich zu der Wandtafel mit den Abfahrtszeiten. Natürlich hatte ich gerade den Zug versäumt, und der nächste fuhr erst in einer Stunde.

Im Bahnhofrestaurant war ich der einzige Gast. Dort hinauf? Das sei aber noch ein gutes Stück, sagte die Wirtin. Ob ich da Ferien machen wolle?

Im Gegenteil, sagte ich. Ich sei auf dem Weg zu Manuel Kaminski.

Es sei nicht die beste Jahreszeit, sagte sie, aber ein paar schöne Tage würde ich wohl haben. Das könne sie versprechen.

Zu Manuel Kaminski, wiederholte ich. Manuel Kaminski!

Kenne sie nicht, sagte sie, sei nicht aus der Gegend. Ich sagte, er lebe seit fünfundzwanzig Jahren hier.

Also sei er nicht von hier, sagte sie, sie habe es ja gewußt. Die Küchenür flog auf, ein dicker Mann stellte eine fettglänzende Suppe vor mich hin. Ich betrachtete sie unsicher, als ein wenig und sagte der Wirtin, wie schön ich es hier fände. Sie lächelte stolz. Auf dem Land, in der Natur, eben auch hier, in diesem Bahnhof. Weitab von allem, unter einfachen Menschen.

Sie fragte, wie ich das meine.

Nicht unter Intellektuellen, erklärte ich, verkünstelten Angebern mit Universitätsabschluß. Unter Leuten, die noch ihren Tieren nahe wären, ihren Feldern, den Bergen. Die früh schlafen gingen, früh aufstünden. Die leben, und nicht dachten!

Sie sah mich stirnrunzelnd an und ging hinaus; ich legte das Geld abgezählt auf den Tisch. Auf der wunderbar sauberen Toilette rasierte ich mich: Ich war noch nie geschickt darin gewesen, der Schaum mischte sich mit Blut, und als ich ihn abgewaschen hatte, zogen sich dunkle Streifen über mein plötzlich rot und nackt ausse-

hendes Gesicht. Eine Glotze? Unbegreiflich, wie er darauf gekommen war! Ich schüttelte den Kopf, mein Spiegelbild tat das gleiche.

Der Zug war winzig. Nur zwei Waggon hinter einer kleinen Lokomotive, hölzerne Sitze, keine Kofferablage. Zwei Männer in groben Kitteln, eine alte Frau. Sie sah mich an und sagte etwas Unverständliches, die Männer lachten, wir fuhren los.

Es ging steil bergauf. Die Schwerkraft drückte mich gegen das Holz, als sich der Zug in die Kurve lehnte, fiel mein Koffer um, einer der Männer lachte, ich warf ihm einen wütenden Blick zu. Noch eine Kurve. Und noch eine. Mir wurde schwindlig. Neben uns öffnete sich die Schlucht: ein steil abfallender Grashang mit bizarren Disteln und in den Boden gekrahlten Nadelbäumen. Wir fuhren durch einen Tunnel, die Schlucht sprang auf unsere rechte und, noch ein Tunnel, zurück auf die linke Seite. Es roch nach Kuhmist. Ein dumpfes Druckgefühl legte sich auf meine Ohren, ich schluckte, und es verschwand, aber nach ein paar Minuten kam es wieder und blieb. Nun gab es schon keine Bäume mehr, nur umzäunte Almen und die Umrisse der Berge jenseits des Abhangs. Noch eine Kurve, der Zug bremste, mein Koffer fiel zum letzten Mal um.

Ich stieg aus und zündete eine Zigarette an. Das Schwindelgefühl ließ nach. Hinter dem Bahnhof war die Dorfstraße, dahinter ein zweistöckiges Haus mit verwitterter Holztür und offenen Fensterläden: *Pension Schönblick, Frühstück, gute Küche*. Ein Hirschkopf sah mich trüb aus einem Fenster an. Nichts zu machen, hier hatte ich reserviert, alles andere war zu teuer.

An der Rezeption stand eine große Frau mit aufgesteckter Frisur. Sie sprach langsam und gab sich Mühe, trotzdem mußte ich mich konzentrieren, um sie zu verstehen. Ein zotteliger Hund beschmüffelte den Boden. »Bringen Sie den Koffer auf mein Zimmer«, sagte ich, »dann brauche ich noch ein zusätzliches Kissen, eine Decke und Papier! Viel Papier. Wie komme ich zu Kaminski?«

Sie legte zwei Wulshände auf den Rezeptionstisch und sah mich an. Der Hund fand irgend etwas und fraß es geräuschvoll auf.

»Er wartet auf mich«, sagte ich. »Ich bin kein Tourist. Ich bin sein Biograph.«

Sie schien nachzudenken. Der Hund drückte die Nase gegen meinen Schuh. Ich widerstand dem Wunsch, ihn zu treten.

»Hinter dem Haus«, sagte sie, »den Weg hinauf. Eine halbe Stunde, das Haus mit dem Turm. Hugo!«

Ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, daß das dem Hund gegolten hatte. »Es fragen wohl oft Leute nach ihm?«

»Wer?«

»Ich weiß nicht. Urauber. Bewunderer. Irgend jemand.«

Sie zuckte die Achseln.

»Wissen Sie überhaupt, wer dieser Mann ist?«

Sie schwieg. Hugo grunzte und ließ etwas aus dem Maul fallen; ich bemühte mich, nicht hinzusehen. Ein Traktor tuckerte am Fenster vorbei. Ich bedankte mich und ging hinaus.

Der Weg begann hinter dem Halbrund des Hauptplatzes, hob sich in zwei Windungen über die Dächer

und führte durch ein bräunliches Schotterfeld. Ich holte tief Luft und ging los.

Es war schlimmer, als ich erwartet hatte. Schon nach wenigen Schritten klebte mir das Hemd am Körper. Aus den Wiesen stieg warmer Dampf, die Sonne brannte, Schweiß lief mir über die Stirn. Als ich keuchend stehenblieb, hatte ich gerade zwei Serpentinauen geschafft.

Ich zog das Jackett aus und legte es mir um die Schultern. Es fiel zu Boden; ich versuchte, mir die Ärmel um die Hüften zu binden, Schweiß geriet mir in die Augen, ich wische ihn weg. Ich schaffte wieder zwei Serpentinauen, dann mußte ich rasten.

Ich setzte mich auf den Boden. Eine Mücke sirrte, ein hoher Ton, der abrupt aufhörte, um meinen Kopf; Sekunden später begann meine Wange zu jucken. Die Nässe des Grasses drang durch meine Hose. Ich stand auf.

Es kam wohl vor allem darauf an, den richtigen Rhythmus zwischen Schritten und Atemzügen zu finden. Aber es gelang nicht, immer wieder mußte ich Pausen machen, bald war ich am ganzen Körper naß, mein Atem ging kurz und rasselnd, die Haare kleben mir im Gesicht. Ervas brummt, ich sprang erschrocken zur Seite, ein Traktor überholte mich. Der Mann im Fahrersitz sah mich gleichgültig an, sein Kopf wippte mit den Stößen des Motors.

»Kann ich mitfahren?« brüllte ich. Er beachtete mich nicht. Ich versuchte Schritt zu halten, fast hätte ich es geschafft, aufzuspringen. Doch dann fiel ich zurück und konnte ihn nicht mehr einholen, ich sah zu, wie er davonkletterte, schrumpfte und um die letzte Biegung

verschwand. Noch eine ganze Weile hing sein Dieseldgeruch in der Luft.

Eine halbe Stunde später stand ich oben, atmerte schwer und hielt mich benommen an einem Holzpfehl fest. Als ich mich umdrehte, schien der Hang in die Tiefe und der Himmel in die Höhe zu schnellen, alles kippte vornüber, ich klammerte mich an den Pfahl und wartete, bis der Schwindelanfall vorüberging. Um mich war schütteres Gras, durchmischt mit Schotter, vor mir fiel der Weg sachte ab. Ich folgte ihm langsam, nach zehn Minuten endete er in einem kleinen, nach Süden offenen Felskessel mit drei Häusern, einem Parkplatz und einer ins Tal führenden Asphaltstraße.

Tatsächlich: Eine breite, geteerete Straße! Ich hatte einen gewaltigen Umweg genommen; außerdem hätte ich mit dem Taxi herauffahren können. Ich dachte an meine Wirtin: Das würde ihr noch leid tun! Auf dem Platz parkten, ich zählte nach, neun Autos. Auf dem ersten Türschild stand *Clare*, auf dem zweiten *Dr. Ginzl*, auf dem dritten *Kaminski*. Ich betrachtete es eine Weile. Ich mußte mich an den Gedanken gewöhnen, daß er wirklich hier wohnte.

Das Haus war groß und unschön: zwei Stockwerke und ein spitzer Zierrurm in klobig nachgeahmtem Jugendstil. Vor dem Gartentor parkte ein grauer BMW; ich betrachtete ihn neidisch, so einen Wagen hätte ich gerne einmal gefahren. Ich strich meine Haare zurück, zog das Jackett an und betastete den Mückenstich auf meiner Wange. Die Sonne stand schon niedrig, mein Schatten fiel schmal und länglich vor mir auf den Rasen. Ich läutete.

AB zum Trailer von Ich und Kaminski

Ordnen Sie die Stichpunkte entsprechend der Reihenfolge im Trailer:

Kaminski-Biograph Sebastian Zöllner betrachtet Bilder von Kaminski und spricht von der ‚blinden Serie‘.

A. Kaminski-Biograph Sebastian Zöllner spricht mit seinem Verleger in dessen Büro über seine geplante Biographie über Kaminski.

Sebastian Zöllner erklärt Kaminski dass eine gewisse Therese Lessing noch lebe. Kaminski erklärt daraufhin: „Wir fahren hin!“.

Kaminski-Biograph Sebastian Zöllner nimmt per Selbstauslöser Fotos mit Kaminski auf.

Sebastian Zöllner erklärt, dass Kaminski gar nicht wirklich blind gewesen ist.

Sebastian Zöllner fährt mit dem Zug in die Schweizer Berge. Er spricht von einem kommenden ‚Kaminski-Tsunami‘.

Filmhandlung und Hintergrund

Ich und Kaminski: Tragikomödie um einen eitlen Journalist, der mit einer Arbeit über den greisen Künstler Kaminski berühmt werden will.

Sebastian Zöllner ([Daniel Brühl](#)) hat sein Kunststudium erfolgreich absolviert, muss seitdem jedoch vergeblich auf seinen Durchbruch warten. Dann hat er jedoch eine Idee, die ihm endgültig die erhoffte Aufmerksamkeit bringen könnte. Er will eine Biografie über den Maler Manuel Kaminski ([Jesper Christensen](#)) schreiben, der vor vielen Jahren zumindest für eine Zeit lang in aller Munde war. Kaminski wurde von den Größen Picasso und Matisse gefördert und letztlich durch eine Pop-Art-Ausstellung berühmt. Für seine Bekanntheit nicht unerheblich dürfte gewesen sein, dass Kaminski blind ist und seine Bilder auch immer mit dem Satz „Painted by a blind man“ unterschrieben hat. Zwar hat sich Kaminski inzwischen von der Öffentlichkeit zurückgezogen, aber sein Tod dürfte dennoch einige Schlagzeilen wert sein – von denen auch Zöllner profitieren will. Und deswegen ist es wichtig, dass die Biografie rechtzeitig vor dem Ableben des Greises fertig wird; aber auch nicht zu viel Zeit zwischen der Erscheinung vergeht, da dem Buch und seinem Autoren sonst der Durchbruch verwehrt bleiben könnte. Um die begehrten Aussagen von Kaminski für sein Werk zu erhalten, macht sich Zöllner auf dem Weg zu ihm und schafft es auf geschickte Art, den alten Maler von seinen Vertrauten zu isolieren. Es gelingt ihm, Kaminski davon zu überzeugen, sich auf die Suche nach dessen alter Jugendliebe zu machen. Dadurch verbringt er nicht nur einige Zeit ungestört mit dem Zentrum seines Buches, sondern hätte gleich auch noch eine spannende Geschichte zu erzählen. Auf der Reise muss Zöllner jedoch zunehmend einsehen, dass seine Beziehung zu Kaminski sich nicht so eindeutig gestaltet, wie er es zu Beginn gedacht hätte. „Ich und Kaminski“ basiert auf dem gleichnamigen Roman von Daniel Kehlmann. Da die Regie von [Wolfgang Becker](#) übernommen wurde, handelt es sich hierbei um die zweite Arbeit von [Daniel Brühl](#) und dem Regisseur nach „[Good Bye, Lenin!](#)“.

Interview von Kaminsky-Biograph Sebastian Zöllner mit einer alten Freundin von Manuel Kaminsky

aus: Daniel Kehlmann (2015; 2003): Ich und Kaminsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 45; 58 -
59.

„Wen?“

„Kaminsky. Manuel K-A-M-I-N-S-K-I. Sie haben ihn gekannt?“

„Manuel. Ja. Ja, ja.“ Die Alte lächelte ausdruckslos.

„Wann war das?“

„War was?“

Sie drehte mir ein wächsern verschrumpeltes Ohr zu.

Ich beugte mich vor und schrie: „Wann!“

„Mein Gott! Dreißig Jahre.“

„Es müssen über fünfzig sein.“

„Soviel nicht.“

„Doch. Sie können nachrechnen!“

„Er war sehr ernst. Dunkel. Immer irgendwie wie im Schatten. Dominik hat uns vorgestellt.“

„Gnädige Frau, was ich eigentlich fragen wollte...“

„Haben Sie Pauli gehört?“ Sie zeigte auf einen Vogelkäfig. „Er singt so schön. Sie schreiben über das alles?“

„Ja.“

Der Kopf sank ihr hinunter, einen Moment dachte ich, sie wäre eingeschlafen, doch dann zuckte sie und richtete sich wieder auf. „Er sagte immer, er würde lange unbekannt sein. Dann berühmt, dann wieder vergessen. Sie schreiben darüber?“ Dann schreiben Sie auch...daß wir es nicht wußten.“

„Was?“

„Daß man so alt werden kann.“ Schreiben Sie das! Schreiben Sie das unbedingt.“ Sie zeigte auf den Vogelkäfig. „Hören Sie Pauli?“

„Haben Sie Therese gut gekannt?“

„Als sie ging, wollte er sich umbringen.“

„Wirklich?“ Ich setzte mich auf.

Sie schloß für einen Moment die Augen: Sogar ihre Lider waren faltig; so etwas hatte ich noch nie gesehen.

„Das hat Dominik behauptet. Ich hätte Manuel nie danach gefragt. Keiner hätte das. Aber er war völlig außer sich. Erst als Dominik ihm gesagt hat, daß sie tot war, hat er aufgehört, sie zu suchen. Wollen Sie Tee?“

„Nein. Ja. Ja, bitte. Haben Sie ein Foto von ihr?“

Sie hob die Kanne und schenkte zittrig ein. „Fragen Sie sie, vielleicht schickt sie Ihnen eines.“

„Wen soll ich fragen?“

„Therese“

„Sie ist doch tot!“

„Aber nein. Sie wohnt im Norden, an der Küste.“

„Sie ist nicht gestorben?“

„Nein, das hat Dominik nur gesagt. Manuel hätte nie aufgehört, sie zu suchen.“

Interview von Kaminsky-Biograph Sebastian Zöllner mit ehemaligem Kaminsky-Finanzier Dominik Silva

aus: Daniel Kehlmann (2015; 2003): Ich und Kaminsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 46 - 48.

„Habe ich richtig verstanden“, fragte Dominik Silva, „daß Sie für das Essen bezahlen?“

„Bestellen Sie, was Sie möchten!“, sagte ich überrascht. Hinter uns brausten die Autos in Richtung Place des Vosges vorbei, die Kellner schlängelten sich geschickt zwischen den Korbstühlen hindurch.

„Ihr Französisch ist gut.“

„Es geht.“

„Manuels Französisch war immer furchtbar. Ich habe nie jemanden getroffen, der so unbegabt für Sprachen war.“

„Sie waren nicht leicht zu finden.“ Er sah dürr und zerbrechlich aus, seine Nase saß spitz auf einem eigentümlich nach innen gewölbten Gesicht.

„Ich lebe unter anderen Bedingungen als früher.“

„Sie haben viel für Kaminsky getan.“, sagte ich vorsichtig.

„Überschätzen Sie das nicht. Wenn nicht ich, dann ein anderer. Leute wie er finden immer Leute wie mich. Er war ja kein reicher Erbe. Sein Vater, ein Schweizer polnischer Abstammung, oder umgekehrt, ich weiß nicht mehr, ging vor seiner Geburt in Konkurs und starb, seine Mutter wurde später von Rieming unterstützt, aber viel hatte der auch nicht. Manuel brauchte immer Geld.“

„Sie haben seine Miete bezahlt?“

„Das kam vor.“

„Und heute sind sie...nicht mehr vermögend?“

„Zeiten ändern sich.“

„Woher kannten Sie ihn?“

„Von Matisse. Ich hatte ihn in Nizza besucht, er sagte mir, es gäbe einen jungen Maler in Paris, Protégé von Richard Rieming.“

„Und seine Bilder?“

„Nicht umwerfend. Aber ich dachte, das wird sich ändern.“

„Warum?“

„Eher seinetwegen. Er machte den Eindruck, als könnte man etwas von ihm erwarten. Zu Beginn malte er ziemlich schlechtes Zeug, überfrachteter Surrealismus. Das änderte sich mit Therese.“ Seine Lippen pressten sich aufeinander; ich frage mich, ob er noch Zähne im Mund hatte. Immerhin hatte er gerade ein Steak bestellt.

„Sie meinen Adrienne“, sagte ich.

„Ich weiß, wen ich meine. Das überrascht Sie vielleicht, aber ich bin nicht senil. Adrienne kam später.“

„Wer war Therese?“

„Mein Gott, alles!“ Sie hat ihn vollkommen verändert, auch wenn er das nie zugeben würde. Sie haben sicher von seinem Erlebnis in der Salzmine gehört, er redet ja oft genug davon.“

„Ich fahre übermorgen hin.“

„Tun Sie das, es wird Ihnen gefallen. Aber Therese war wichtiger.“

„Das wußte ich nicht.“

„Dann sollten Sie von vorne anfangen.“

Interview von Kaminski-Biograph Sebastian Zöllner mit Galeristensohn Bogovic

aus: Daniel Kehlmann (2015; 2003): Ich und Kaminsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 54 - 56.

„Ich habe aber nur zehn Minuten.“ Bogovic strich unruhig über seinen Bart. Vor dem Fenster zeichnete sich die Mauer des Palais Royal ab, über dem Schreibtisch hing eine von David Hochney skizzierte kalifornische Villa. „Ich kann nur sagen, ich liebe ihn wie einen Vater. Nehmen Sie das ruhig auf! Einen Vater. Kennengelernt habe ich ihn Ende der sechziger Jahre, Papa führte noch die Galerie, er war so stolz, daß er Kaminsky bekommen hatte. Manuel kam damals mit dem Zug, er fliegt ja nicht. Trotzdem reist er gerne. Er hat weite Fahrten gemacht, natürlich braucht er jemanden, der ihn chauffiert. Er mag Abenteuer! Wir hatten seine großen Landschaftsbilder in Kommission. Wahrscheinlich das beste, was er gemacht hat. Zwei hätte fast das Musée d'Orsay genommen.

„Was ist passiert?“

„Nichts, sie haben sie nicht genommen. Herr Zollner, ich habe...“

„Zöllner!“

„...viele kreative Leute kennengelernt. Gute Leute. Aber nur ein Genie. [...] Ich fahre zweimal im Jahr zu ihm“, sagte er, „nächste Woche ist es wieder soweit. Seltsam, daß er sich so zurückgezogen hat. Papa hätte ihm hier oder in London eine Wohnung besorgt. Aber er wollte nicht.“

„Ist er völlig blind?“

„Wenn Sie es herausfinden, sagen Sie es mir! Es ging ihm nicht gut in letzter Zeit, schwere Bypaßoperation. Ich war selbst dort, im Krankenhaus... Nein, stimmt nicht, das war bei Papa. Aber ich hätte es auch für ihn getan. Wie gesagt, ich liebe diesen Mann. Meinen Vater habe ich nicht geliebt. Manuel Kaminski ist der größte. Manchmal glaube ich“, er zeigte auf das Bild der Villa, „David ist der größte. Oder Lucian oder irgendwer. Manchmal meine ich sogar, daß ich der größte bin. Aber dann denke ich an ihn und weiß, wir sind nichts.“ Er zeigte auf ein Gemälde an der Wand gegenüber: Eine gebeugte Gestalt saß an der Küste eines dunklen Ozeans, neben ihr stand ein riesiger, eigentümlich aus der Perspektive gedrehter Hund. „Das kennen Sie, oder? *Der Tod am fahlen Meer*. Das verkaufe ich nie.“

Mir fiel ein, daß Komenew von diesem Bild gesprochen hatte. Oder Mehring? Ich erinnerte mich nicht, was darüber gesprochen worden war und ob es mir gefallen sollte. „Sieht nicht nach Kaminski aus“, sagte ich unüberlegt.

„Wieso?“

„Weil er... Weil ...“ Ich betrachtete meine Handflächen. „Wegen des Strichs. Sie wissen schon, des Strichs. Was wissen Sie über Therese Lessing?“

„Den Namen habe ich nie gehört.“

„Wie ist er in Verhandlungen?“

„Das macht alles Miriam. Schon seit sie siebzehn war. Sie ist besser als Anwalt und Ehefrau zusammen.“

Interview von Kaminsky-Biograph Sebastian Zöllner mit Kunst-Professor Mehring:

aus: Daniel Kehlmann (2015; 2003): Ich und Kaminsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 53 - 54.

„Was halten Sie eigentlich von seinen Bildern?“ Professor Mehring sah mich aufmerksam über den Rand seiner Brille an.

„Zunächst zuviel Technik und zuwenig Gefühl“, sagte ich. „Später umgekehrt.“

„Das sagt Komenew auch. Aber ich halte es für falsch.“

„Ich auch“, sagte ich schnell. „Ein schlimmes Vorurteil!“

„Und Komenew hat vor zwanzig Jahren ganz anders geklungen. Aber damals war Kaminski in Mode. Ich habe ihn vor einem Jahr an der Hochschule durchgenommen. Die Studenten waren begeistert. Ich glaube auch, daß seinem Spätwerk Unrecht geschehen ist. Die Zeit wird das in Ordnung bringen.“

„Sie waren sein Assistent?“

„Nur kurz. Ich war neunzehn, mein Vater kannte Bogovic, der hat mich vermittelt. Ich mußte die Pigmente anreiben. Er bildete sich ein, daß er intensivere Farben bekäme, wenn wir das selbst machten. Wenn Sie mich fragen, purer Spleen. Aber ich durfte dort oben bei ihm wohnen, und wenn Sie es wollen, ich war ziemlich verliebt in seine Tochter. Sie war so schön, und eigentlich sah sie nie jemanden außer ihm. Aber sie hatte nicht viel Interesse für mich.“

„Sie waren dabei, wenn er malte?“

„Er mußte große Lupen verwenden, er hatte sie am Kopf befestigt wie ein Juwelier. Er war ziemlich nervös, manchmal hat er vor Wut seine Pinsel zerbrochen, und wenn er das Gefühl hatte, daß ich mit der Arbeit zu langsam war...Na ja, wir können uns wohl schwer vorstellen, was er durchmachte! Er hatte jedes Bild genau geplant, hatte eine Menge Skizzen, aber beim Mischen bekam er es nicht mehr richtig hin. Nach einem Monat habe ich gekündigt.“

„Haben Sie noch Kontakt zu ihm?“

„Ich schicke Weihnachtskarten.“

„Antwortet er?“

„Miriam antwortet. Ich nehme an, mehr ist nicht zu erreichen.“

Interview von Kaminsky-Biograph Sebastian Zöllner mit Kunst-Professor Komenew:

aus: Daniel Kehlmann (2015; 2003): Ich und Kaminsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 48 - 50.

„Nun mal ganz offen. Halten Sie ihn für einen großen Maler?“

„Aber sicher“ Ich begegnete Professor Komenews Blick. „In Grenzen!“
Komenew faltete die Hände hinter dem Kopf, sein Stuhl kippte mit einem Ruck nach hinten. Sein Bärtchen stand spitz und leicht gestäubt von seinem Kinn ab.

„Also der Reihe nach. Über die frühen Bilder müssen wir keine Worte verlieren. Dann die *Reflexionen*. Sehr ungewöhnlich für diese Zeit. Technisch großartig. Aber doch ziemlich steril. Eine gute Grundidee, zu oft, zu genau und zu minutiös durchgeführt, und der Altmeistergestus mit den Tempera macht es auch nicht besser. Etwas zuviel Piranesi. Dann das *Chromatische Licht*, der *Spaziergänger*, die Straßenansichten. Auf den ersten Blick fabelhaft. Aber thematisch nicht gerade subtil. Und seien wir ehrlich, wenn man nicht von seiner Erblindung wüßte...“ Er hob die Schultern. „Sie kennen die Bilder im Original?“

Ich zögerte. Ich hatte darüber nachgedacht, nach New York zu fliegen, aber das war ziemlich teuer, und außerdem - wozu gab es Bildbände? „Natürlich!“

„Dann wird Ihnen der ziemlich unsichere Strich aufgefallen sein. Er dürfte starke Lupen verwendet haben. Kein Vergleich zur technischen Perfektion von früher. Und danach? Ach Gott, darüber ist das Urteil ja schon gesprochen. Kalenderbilder! Haben Sie den schrecklichen Hund am Meer gesehen, diese Goya-Imitation?“

„Also zunächst zuviel Technik und zuwenig Gefühl, dann umgekehrt.“

„Könnte man sagen.“ Er zog die Hände hinter dem Nacken hervor, der Stuhl kippte in die Waagrechte. „Vor zwei Jahren habe ich ihn noch einmal im Seminar behandelt. Die jungen Leute waren ratlos. Er hatte ihnen nichts mehr zu sagen.“

„Haben Sie ihn je getroffen?“

„Nein, wozu? Als meine *Anmerkungen zu Kaminski* herauskamen, habe ich ihm das Buch geschickt. Er hat nie geantwortet. Hielt er nicht für nötig! Wie gesagt, er ist ein guter Maler, und die sind zeitgebunden. Nur große sind das nicht.“

„Sie hätten hinfahren müssen“, sagte ich.

„Bitte?“

„Es bringt nichts, zu schreiben und auf Antwort zu warten. Man muß zu ihnen hinfahren. Man muß sie überfallen. Als ich mein Porträt über Wernicke geschrieben habe...Kennen Sie Wernicke?“

Er sah mich mit gerunzelter Stirn an.

Telefongespräch Miriam Kaminski und Sebastian Zöllner

Kontext: Auf Wunsch von Manuel Kaminski macht sich Sebastian Zöllner mit dem greisen Maler auf den Weg nach Norden, um Kaminskis alte Jugendliebe Therese Lessing zu treffen.

Kaminskis Tochter Marion wurde bezüglich des spontanen Roadtrips nicht um ihre Meinung, bzw. ihr Einverständnis gebeten. Immerhin hatte ihr kränkelder Vater vor kurzem eine Bypass-Operation. Die beiden Männer haben sich ohne ihr Wissen auf den Weg gemacht.

Unterwegs klingelt Sebastians Telefon, Miriam ist am Apparat...

Aufgabe: Lest bitte den Text von **Seite 117 bis 120**. Fasst Miriams Wutausbruch in konkrete Worte. Fangt an mit Seite 117, oben:

Sebastian: „Hallo! Wie geht es? Woher haben Sie diese Nummer? Ich verspreche Ihnen...“

Miriam:

Sebastian: „Machen Sie sich nicht lächerlich. Entführung? Es geht im großartig, wir machen einfach eine Reise zusammen. Sie können mitkommen, wenn Sie wollen.“

Miriam:

Sebastian: „Kann ich auch etwas sagen?“

Miriam:

Sebastian: „Kann ich auch etwas sagen? [Kurze Stille]

Erstens, auf das Wort Entführung antworte ich nicht, auf dieses Niveau begeben mich nicht. Ihr Vater hat mich gebeten, ihn zu begleiten. Ich mußte dafür meine Termine ändern, aber aus Verehrung und... Freundschaft habe ich es getan. Unser Gespräch darüber habe ich auf Tonband. Also vergessen Sie die Polizei, Sie würden sich lächerlich machen. Wir sind in einem erstklassigen Hotel, Ihr Vater hat sich in sein Zimmer zurückgezogen möchte nicht gestört werden, morgen abend bringe ich ihn zurück. Zweitens, ich habe gar nichts durchstöbert! Weder ihren Keller noch irgendeinen Schreibtisch. Das ist eine ungeheuerliche Unterstellung!

Und viertens... drittens, über unser Ziel gebe ich keine Auskunft. Das soll er Ihnen selbst erklären. Ich fühle mich ihm... zu sehr verpflichtet. Er blüht förmlich auf. Die Freiheit tut ihm gut! Wenn ich Ihnen erzählen würde, was er eben... Es war höchste Zeit, daß ihn jemand aus diesem Gefängnis geholt hat!“

Miriam [lachend]:

Sebastian: „Finden Sie das lustig?“

Miriam:

Sebastian: „Ja, das habe ich gesagt. Aus diesem Gefängnis.“

Miriam:

Sebastian: „Ja, das habe ich gesagt. Aus diesem Gefängnis. Gefängnis! Wenn Sie nicht sofort mit dem Lachen aufhören, lege ich auf. Hören Sie? Wenn Sie nicht sofort...“ [Legt auf]